

4 | 2019

Sudetenland

Europäische Kulturzeitschrift

Mary Duras, Bildhauerin der europäischen Avantgarde



Weitere Themen: Die Samtene Revolution 1989

Wiedergelesen: Karel Poláček's „Die Bezirksstadt“

Barbara Mertins

Der Geist des 17. November 1989

Damals war ich fünfzehn. Ich wuchs in einer antikommunistisch gesinnten Familie von Partei-Nichtmitgliedern auf, die die Charta 77 zwar selbst nicht unterzeichnet hatten, doch viele im näheren Freundes- und Bekanntenkreis hatten es getan. Politik gehörte bei uns zu jedem Gespräch dazu, und Besuche von beschatteten Leuten waren keine Seltenheit.

All das interessierte mich sehr, und selbst war ich insofern politisch, als dass ich mich ganz bewusst nicht engagierte. Im ersten Jahr auf dem Gymnasium war ich aus der Klasse als Einzige nicht Mitglied des sozialistischen Jugendbundes SSM. Zu Hause las ich Samisdat-Literatur und manchmal auch Bücher, die auf dem Index standen, ich hörte Rádio Svobodná Evropa (Radio Free Europe) und Jirka Fišer in der Hlas Ameriky (Voice of America). In den Kreisen meiner Freunde zirkulierte im Herbst 1989 die Petition *Několik vět* (Ein paar Sätze), die unterschrieb ich. Es war für mich ganz natürlich, ja völlig normal, mich am 17. November der Studentendemonstration auf dem Vyšehrad anzuschließen.

Ich ging mit meinem guten Freund Jakub und noch einigen Leuten aus der Schule dorthin. Aus der Gruppe war ich das einzige Mädchen. Ich erinnere mich, dass wir zunächst in Albertov ankamen. Dort gab es verschiedene Ansprachen, die die Situation politisierten. Es fielen auch gewagte Worte. Wir standen etwas abseits der Rednerbühne und sagten uns, dass wir auch endlich etwas unternehmen sollten. Mir froren die Füße, und weil ich erst kürzlich am Blinddarm operiert worden war, schmerzte die Operationsnarbe. Endlich gingen wir los in Richtung Vyšehrad, wo die Demonstration enden sollte. Mir aber war klar, dass es nicht gleich vorbei sein würde. Wir standen in der Menschenmenge und überlegten, ob wir weitergehen sollten. Um mir einen Überblick zu verschaffen und auch, um besser hören zu können, stieg ich auf ein kleines Mäuerchen. Bald wurde beschlossen, dass es weitergehen sollte bis zum Wenzelsplatz. Ich rutschte von der Mauer an einer Straßenlaterne herunter, zur allgemeinen Erheiterung. Eine ganze Reihe von Leuten verließ unseren Zug, es war dunkel, und allen musste klar gewesen sein, denke ich, dass von jetzt an die Demonstration unerlaubt war. Der Zug folgte den Straßen unterhalb des Vyšehrads. Leute standen an den Fenstern und sahen hinaus. Einige löschten schnell das Licht, einige



klatschten Beifall, ein paar Leute schlossen sich uns an. Wir gelangten ans Moldauufer und gingen weiter am Fluss entlang bis zum Nationaltheater, wo wir in die Nationalstraße einbogen. Von dort gingen wir bis zu der Stelle, wo die Straßenbahnen in die Spálená-Straße abbiegen, da warteten wir eine ganze Weile. Es wurde gesungen und skandiert: „Máme holé ruce!“ (Wir haben leere Hände). Weitere Leute verließen unseren Zug – noch ging das.

Ich hörte, dass es „wohl ernst“ werden würde. Mit meinen 15 Jahren war ich entspannt und beherzt. Intuitiv spürte ich, dass ich hier richtig war und bis zum Ende ausharren musste. Da waren Jakob und ich schon bis ganz nach vorn, bis in die zweite Reihe, vorgerückt. Vor uns hatte sich ein Kordon von Polizisten in voller Montur aufgebaut. Wir versuchten, mit ihnen zu reden, Kontakt aufzunehmen. Nichts. Einmal mehr warten. Und dann fing es plötzlich an. Zuerst registrierte ich die schnelle Bewegung einiger Leute. Das war eine Spezialeinheit, mit Baretten. Die sollten uns später noch mit ihren Schlagstöcken verhauen. Dann öffnete sich der Polizeikordon, und es erschienen ein oder zwei gepanzerte Fahrzeuge mit einem vorn angebrachten Pflug und begannen damit, die Menschenmassen zur Seite oder vor sich her zu schieben. Seitlich aber standen geparkte Autos. Die Panzerfahrzeuge drückten die Leute dagegen, und die schrien vor Schmerz. Jakob und ich standen auf der Straße vor dem Eingang zur Reduta. Jetzt bekam ich Angst, blieb aber ruhig. Die Menge drückte uns weiter, und irgendwie schafften wir

es, uns von der Straße auf den Gehweg durchzuschlängeln. Unter den Leuten waren Polizisten, die auf sie einschlugen. Um mich herum Blut, Chaos und Schreie. Einen jungen Mann traf's am Kopf, an der Stirn hatte er eine große Wunde, er blutete. Ich verband ihn mit einer breiten Haarschleife. Viel half es sicher nicht, aber immerhin etwas. Plötzlich standen wir genau vorm Durchgang am Caféhaus Louvre. Dort warteten schon die Jungs von der schnellen Sorte auf uns – die Spezialeinheit, eingesetzt zur Massakrierung des ungehorsamen Volks. Sie kamen uns entgegen, prügelten wahllos auf die Menge ein und drängten uns in einen Durchgang. Mir ist noch im Gedächtnis haften geblieben, wie eine Frau es wagte, etwas in dem Sinne zu bemerken wie „Wie könnt ihr so brutal sein?“, und wie dieser eine Staatseingesetzte sie mit den Worten „Werd nicht frech!“ aus der Menge und hinaus auf die Straße zog. Dann hörte ich nur noch ihr Jammern und Schreien.

Ich fürchtete mich und verstand jetzt, dass sie sogar dazu bereit waren, uns zu töten. Ich drehte mich zu einem von ihnen um und blickte ihm direkt in die Augen: „Was glotzt du so, dumme Kuh!“, zu mehr war er nicht imstande. Seine Augen waren wässrig blau, kalt. Er kam mir vor wie auf Drogen. Alles geschah nun sehr schnell. Ich befand mich in einem Tunnel. Das war der Durchgang. Furchtbarer Gestank. Rechts und links standen Polizisten im Spalier, droschen mit Knüppeln auf uns ein und brüllten uns an. Höhnisch, vulgär, brutal. Ich lief durch den Gang und bekam Schläge auf den



Rücken. Jakub aber auch gegen den Kopf. Er schwankte. Blutete. Schnell stürzten wir weiter in die Mikulandská – die erste Straße nach links hinter dem Durchgang in Richtung Nationaltheater. Hier schien es, als könnten wir abbiegen. Doch da hatten sich Geheimdienstler hinter den Autos versteckt, und als wir gerade vorbeigingen, machten sie sich über uns her und schlugen zu. Endlich entkamen wir aus diesem Massaker. Jakub war kaum noch in der Lage zu gehen. Irgendwo in der Myslíkova-Straße versuchte ich, ein Taxi anzuhalten. Das bremste zuerst ab, aber als der Fahrer sah, dass wir von der Demonstration kamen, fuhr er weiter. Nach Vinohrady kehrten wir teilweise mit der Straßenbahn zurück, ein Stück gingen wir auch zu Fuß. Es war spät in der Nacht, nirgendwo eine Menschenseele, und auf dem Friedensplatz, dem Náměstí Míru, wo ich damals wohnte, patrouillierte ein gelbes Polizeiauto.

Die ganze Nacht blieben wir wach. Die Blutung ließ nach. Am Morgen schien es, als wäre nichts geschehen. Die Leute gingen einkaufen, es war November. Als ich Jakub zur Metro begleitete, stand vor unserem Haus ein Polizeiauto.

Vielleicht war das ein Zufall.

Mit dem Abstand von 30 Jahren fühle ich eine große Demut und Dankbarkeit dafür, dass ich damals auf der Nationalstraße sein durfte. Ich weiß die Freiheit und die Möglichkeit der freien Wahlen zu schätzen – denn keines von beiden ist selbstverständlich. Wenn ich auch mein Handeln im Jahr 1989 nur als bescheidenen Beitrag zur Demokratisierung unserer Gesellschaft ansehe, so sind es doch meine Taten; in ihrem Geiste habe ich die zurückliegenden 30 Jahre gelebt und will auch weiterhin in diesem Geiste leben.

Aus dem Tschechischen von Daniela Pusch.